

Der Bergsturz [Fortsetzung]

Autor(en): **Ramuz, C.F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **33 (1943)**

Heft 7

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635343>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER BERGSTURZ

Roman von C. F. Ramuz

DEUTSCH VON WERNER JOHANN GUGGENHEIM

8. Fortsetzung

Man hatte sie genötigt, sich wieder ins Bett zu legen. Bei ihr waren ihre Mutter und ihre Tante.

Alle Augenblicke wurde an die Türe geklopft.

„Nein, nein!“ sagte Catherine zu den Leuten, die anklopften. „Nein, kommt nicht herein. Bitte! Kommt nicht herein... Man muss sie in Ruh lassen.“

Und die Leute, die am Hause vorbeigehen:

„Ja, ja, auch hier... Ja, mit zweien sind sie betroffen... Ein Bruder und ein Mann... Der Bruder der Mutter und der Mann von der jungen Frau...“

„Anton Pont.“

„Und Seraphin Carrupt.“

So wurden die Toten bei ihrem Namen genannt, und nach und nach waren sie aufgezählt. Oben an der Treppe, hinter der Türe des Hauses, die nun geschlossen war, brannte indessen ein grosses Feuer auf dem Herd in der Küche.

Man sah, dass in dem Kochtopf, der am Kesselhaken hing, Wasser heiss gemacht wurde. Und sie in ihrem Bett, sie sagte:

„Erzählt mir keine solchen Geschichten. Die fallen doch nicht so einfach herunter, die Berge... Ihr bringt mich zum Lachen...“

Sie regte sich auf. Da man dachte, sie habe Fieber, hatte man ihr einen Kaltwasserumschlag auf die Stirne gelegt.

„Wenn die Berge so einfach herabstürzen, was wird dann aus uns? Alle die Berge da... wenn die alle herabkommen wollten!...“

Sie sagte:

„Nehmt mir den Umschlag weg.“

Und Philomene, ihre Tränen verschluckend:

„Bitte! Therese! Bitte! Hab doch Vernunft!“

Und Therese:

„Lasst mich in Ruhe. Es geht mir gut...“

„Aber man tut es ja nicht nur deinetwegen.“

„Nein? Für wen denn noch?“

Sie bewegt sich nicht mehr, sie denkt nach.

Plötzlich fragt sie:

„Was ist das eigentlich für ein Gelärme?“

„Das sind die Leute.“

Sie sagt:

„Welche Leute?“

„Alle, die hergekommen, um etwas zu erfahren.“

„Ja, aber dann“, hat sie gesagt, „dann ist es ja wahr...“

Dann ist es wahr, wenn die vielen Leute deswegen herkommen... Der Berg... Ja, Mutter! Glaubst du, dass er tot ist, Mutter?“

„Man weiss es noch nicht. Man muss abwarten. Man weiss noch gar nichts. Sie sind eben erst aufgebrochen.“

„Wer?“

„Der Doktor und die Behörden.“

„Abwarten muss man. So, abwarten. Ja, und bis wann muss man warten?“

„Bis morgen etwa oder bis übermorgen. Wir werden dir bestimmt alles sagen. Das verspreche ich dir.“

„Das braucht's nicht, Mutter“, hat sie gesagt.

Sie hat gesagt:

„Wozu geschieht denn das alles?“

Sie sagt:

„Und ich? Kann ich nicht mit ihnen hinaufgehen?“

Sie hat sich in ihrem Bett aufgesetzt, während die beiden Frauen herzueilen. Sie fassen sie an den Schultern und nötigen sie, sich wieder hinzulegen.

„Was könntest du da oben viel helfen, mein armes Kind du? Wir können nichts anderes tun als warten, siehst du? Mach es wie wir. Was können wir anderes tun? Was können wir tun, wir, sag? Armes Kind, liebes.“

Und während ihr die Tränen die Wangen herabrollen:

„Du musst auch an es denken.“

„An was?“

„An das Kleine, das kommen soll.“

„Ach!“

Nun lässt sie alles mit sich geschehn, sie legt sich zurück. Sie ist wieder ganz ruhig auf ihrem Kopfkissen. Sie hält die Hände gefaltet über der Decke. Bald werden die Berge sich röten. Die Berge, sie stürzen auf uns herab. Sie sind schön anzuschauen, die Berge, aber sie sind böse.

Sie hat gesagt:

„Und wenn ich ein Kind bekomme? Wenn ich ein Kind von Anton bekomme? Er, er kommt nicht mehr zurück, das weiss ich jetzt. Aber dann ist das Kleine ein Waisenkind. Dann ist es vaterlos, schon bevor es geboren wird... Und er hätte so grosse Freude gehabt, Anton. Ich hätte ihm das Geheimnis leise ins Ohr gesagt... Nun werde ich ihm nichts mehr sagen. Er wird es niemals wissen, niemals. Sonderbar.“

Und mit einem Mal hat sie angefangen zu schreien:

„Ich will nicht!... Nein! Ich will nicht! So ein Kind, ein Kind, das keinen Vater hat, das ist kein Kind! Das will ich nicht! Nehmt es mir weg! Nehmt's weg!“

Zweiter Teil

1

Zwei Monate ungefähr waren vergangen. Man hatte Zeit genug gehabt, um Nachforschungen anzustellen.

Sie waren gekommen. Sie hatten alle Zeit, die Trümmer zu durchsuchen, kreuz und quer und rundum zu erforschen. Sie fanden nichts. Keinen Menschen, kein Dach, kein Stück Mauer, nichts Lebendes und nichts Totes. Alles war unter den Steinen verschwunden: die Hütten, die Menschen, das Vieh.

Da hatten sie sich daran gemacht, die Masse des Bergsturzes zu messen: hundertundfünfzig Millionen Kubikfuss.

Sie hatten Zeit genug, die nötigen Vorkehrungen zu treffen. Sie holten ihre Messwerkzeuge hervor. Sie entrollten langsam das Messband aus Wachstuch, auf dem die Klaffer durch schwarze Striche eingezeichnet waren. Sie spannten das Band über die Steine, erst der Länge nach, dann in der Breite. Alsdann erkletterte ein Mann die Höhe des Felsblocks, der als der höchste erschien, um von dort aus die ungefähre Tiefe der abgestürzten Mas-

H. Stadelmann, der Goldschmied für jedermann
Bern, Theaterplatz 1. Telephon 3 44 49

Der Vater und der Bueb

Du, Vati, säg, was isch ou mit der los?
Es tüecht mi mängisch schier, du heigsch üs ganz vergässe.
So lang bisch jetze furt, der Tisch isch läär und z'gross;
Und ds Mueti seit, es mögi gar nümme ässe.

Oh, tumme Bueb, da bisch du richtig lätz.
I dänke meh a euch, als ig der säge cha.
Doch jetz isch äbe Chrieg, dä bringt üs so i d'Sätz.
Jetz brucht es alli Manne, we mir wei ds Land ebha.

Du, Vati, los, isch's de ou würtlech wahr,
Dass du dys Gwehr hesch, für uf Mönsche z'schiesse?
Du bisch doch süsch so lieb, du lasch kes Tier i Gfahr.
Es tüecht 'mi geng, du söttisch das nid müesse.

Los, Bueb, gloub nume nie, i machi das zum Gspass.
Der Chrieg isch hert, u fragt däm nüt dernah.
So lang me d'Schwiz i Ruch laht, kenne mir kei Hass.
Doch wott me üs cho fecke, chlept's de Gränze nah.

Jetz, Vati, möchti eis no frage:
Isch würtlech Gfahr, dass du nümme umechämsch?
Nei, Vati, nei, das wär ja nid z'ertrage.
Das wär ja grad, wie wenn't üs d'Sunne nähmsch.

O Bueb, was fragsch du hüt so viel?
Die Antwort isch so schwär, wenn ig nid lüge wott.
Probier z'verstah, s'isch nid es Chinderspiel,
Und liebers hani nid als ds Mueti und als di, weiss Gott.

Und drum, grad wäge däm, würd i ou ds Läbe wage,
Dass du i Schwizerluft und -geist frei schnufe chönnsch.
Du als mi Bueb würdsch nie en anderi ertrage.
Sich sälber Meischer z'sy isch ds Gröschte für'e Mönsch.

Was würdsch du einisch vo dym Vater dänke,
Wenn är nümme törfti säge, was du mache söllsch und gloube.
Wenn du de frömde Here z'lieb dir müesstisch d' Seel verränke.
Das tät dir sicher Freud und Muet zum Dasy roube.

Es chäm derzue, du würdsch mi afah hasse,
Wil i di inegstellt ha i nes Läbe ohni Wärt.
De hätt i no mys Bluet, und wär doch meh vergässe,
Als läg i längschens schuechteuf undrem Härd.

ERWIN HEIMANN

sen zu schätzen. Es war einer von den Katasterbeamten. Denn nach dem Arzt, nach den Mitgliedern der Behörde und nach all den vielen Neugierigen waren auch die Katasterbeamten nach Derborence gekommen.

Man mass den Bergsturz nach Grösse und Umfang, um in der Folge die Gemeindepläne zu berichtigen und auf dem Blatt des Registers, auf dem die Alpweiden vermerkt sind, die Bezeichnung „Weidboden und Nutzland“ durch „Oedland“ zu ersetzen.

Es ist eine recht langwierige Arbeit, aber die Männer, die sie unternommen hatten, hatten Zeit genug, sie zu Ende zu führen. Nichts störte sie bei ihrer Arbeit. Die Neugierigen wurden seltener von Tag zu Tag; und die Natur liess nun wieder alles mit sich geschehen, sie war in ihre Ruhe zurückgekehrt, sie war nun wieder unbewegt und teilnahmslos geworden. Es waren endlich Herren aus der Stadt gekommen, sie sind bis zum Gletscher hinaufgestiegen und haben den Firn der ganzen Länge nach durchwandert, um zu untersuchen, ob sich hinter der Abbruchstelle etwa noch eine neue Spalte gebildet hatte, ob auch

für später noch Gefahr drohe, ob noch weitere Bergstürze zu befürchten seien. Aber sie hatten alles wohl an seinem Ort gefunden, das schöne, glatte, weisse Tuch bedeckte von einem Rande zum anderen die beinahe ebene Fläche hinter dem Grat und war nirgends zerrissen.

Die Staubwolken waren über die Höhe der Felswände hinaufgestiegen und vom Winde alsbald verweht worden, so dass der Alpgrund von Derborence von überallher wieder gut zu erblicken war. Die Unsichtigkeit der Luft war einer vollkommenen Klarheit gewichen. Wer nun hier heraufkam, konnte an der äussersten Grenze des Himmels die Stelle des Abbruchs mit leichter Mühe erkennen, er brauchte dazu nur den Kopf zu heben. Es war eine Stelle, wo zuvor die Felswand einen Vorsprung gebildet hatte, einen Ueberhang unter einer Last von Eis und aufgetürmten Gletscherblöcken. Man sah nun dort, wo der Vorsprung gewesen, ein Loch, was erhaben gewesen, war hohl. An der Stelle des früheren Felsvorsprungs befand sich jetzt eine breite, steil abschüssige Rinne. Die ganze Masse hatte sich in einem einzigen Schub über die Alpweide ergossen und bewirkt, dass die Weide keine Weide mehr war, dass die Menschen, die sie bewohnten, sie nicht mehr bewohnten, und dass alles, was dort Leben gewesen war, aufgehört hatte, Leben zu sein. Nun war dort allenthalben nur noch die Regungslosigkeit und Ruhe des Todes. Das einzige, was sich noch bewegte, war oben in der Rinne eine Art von schlammiger Masse, etwas wie ein Bach aus Sand, Erde und Wasser. Eingedämmt zwischen seine Ufer rann dieser Schlamm geräuschlos herab und verbreitete sich über den Schuttkegel, der sich unten an der Absturzstelle gebildet hatte. Aber die Bewegung dieser Schlamm-Masse war so lautlos und fast unmerklich, dass man sie lange beobachten musste, um etwas davon wahrzunehmen.

Für die geschädigten Bauern hatte man im Land eine Sammlung veranstaltet, aus deren Ertrag die verlorene Viehhabe wenigstens zum Teil vergütet werden konnte. Man hatte auch denen, die auf Derborence Weidland verloren hatten, auf anderen Alpen, die zur Gemeinde gehörten, neues Weidland angewiesen.

Und im übrigen war nun nur noch eine kleine Aenderung auf der Landkarte anzubringen und ein Vermerk auf einem Blatt des Registers; es wird wohl auch nötig sein, den Katasterplan der Gemeinde neu zu zeichnen, denn die Alp von Derborence ist darauf noch in grüner Farbe gemalt.

Und Grün bedeutet Gras, und Gras bedeutet Leben.

Nichts Lebendes ist mehr dort oben als der alte Plang mit seiner Schafherde. Und die Herde weidet in den Schluchten. Sie bewegt sich über das Gestein, wie der Schatten einer Wolke.

Immerzu muss die Herde wandern, denn es wächst nichts in diesen Einöden, als ein wenig mageres Gras zwischen den Spalten der Steine, wie in einem gepflasterten Hof zwischen den Fugen des Pflasters. Das Gras muss Halm um Halm erbettelt werden. Darum wandert die Herde und weidet im Wandern. Vom Morgen bis zum Abend ist sie unterwegs. Bald bildet sie ein Viereck, bald einen Keil, bald ein Dreieck, bald eine Zeile, bald weidet sie an den Hängen, bald in einer Mulde, sie ahmt den Schatten einer Wolke nach, die der Wind immerzu verändert und bewegt. Sie rückt vor, sie krümmt sich über einen Geländebüchel, sie höhlt sich einwärts, wenn sie in eine Mulde gelangt. Sie buchtet aus, sie buchtet ein, und die Hufe der Schafe machen ein Geräusch wie Regen, die Mäuler machen ein Geräusch wie Wellen, die mit kleinen Schlägen an die Kiesel des Ufers schlagen.

Er stand daneben, in die Erde gepflanzt, wie ein alter Lärchenbaum in der Kahlheit des Winters.

Stand dort, hingepflanzt, reglos in seinem weiten Mantel, bewegte nur manchmal über seinem Mantel, unter

seinem alten Hut mit ausgefranzten Krempe seinen weisen Bart:

„T... T... E...“

Er lachte.

„Niemand ist mehr da... So? Glaubt ihr? Niemand mehr...“

Er sagte:

„Die Katastermänner sind wieder fortgegangen, und sie haben recht gehabt, zu gehen... Aber das ist kein Grund... Dass sie gegangen sind, das ist kein Grund...“

Und wieder hob er an:

„T... E... TEU... F...“

In diesem Augenblicke löste sich ein Stein aus dem herabströmenden Schlamm, kollerte herab, schlug auf dem Geröll auf und machte einen Lärm wie Gelächter.

„Ich sehe“, sagte er, „du verstehst mich schon, du.“

Da begann durch den Widerhall, der von rechts und von links zurückgeworfen wurde und sich bald zu einem einzigen Geräusch vermischte, die ganze Felswand zu lachen; das ganze Gebirge hebt ein Gelächter an, und er, er antwortet dem Gebirge:

„Ich seh's, ich brauche nichts weiter zu sagen, du kennst deinen Namen.“

Das Gebirge verstummt nach und nach, allmählich wird es ganz still, er lässt das Gebirge verstummen:

„Du, du weisst, was geschieht, du weisst es genau... Ich weiss es, und du weisst es“, das sagt er zu den Gebirgen. „Du lässtest alles geschehen. Aber du kennst den wohl, der dich stösst, oder nicht? T... E... U... F...“

Und du hörst sie, wie ich sie höre, nachts, die Armen, die er gefangenhält. In der Nacht, wenn ich in meiner steinernen Hütte bin und du dort oben: hörst du, was sie sagen? Hörst du sie jammern, verzweifelt, weil sie die Ruhe nicht finden? Sie haben die Gestalt von Körpern, aber es ist nichts darin, leere Schalen sind es; Hüllen sind es, mit nichts darin; aber sie werden laut in der Nacht, und dann kann man sie sehen, nicht wahr?..“

Wieder lacht das Gebirge.

Und nun ist auch dieser Kopf hervorgekommen; aber man konnte ihn nicht sehen, denn die vielen Felsblöcke um ihn her verdeckten ihn ganz.

2

Es war etwa zwei Monate nach dem Bergsturz, da ist er mit seinem Kopf zwischen zwei Steinblöcken erschienen. Niemand hat ihn gesehen.

Um ihn zu sehen, hätte man die Augen und die Schwingen des Adlers haben müssen, der in den Höhen der Luft seine Kreise zieht und von dorthin seinen durchdringenden Blick herabsendet, sofort erkennend, was lebt und was unbelebt ist, unterscheidend, was sich regt und was reglos ist, über den Dingen schwebend mit seinen kleinen grauen Augen, für die es keine Ferne gibt, aber die jede geringste Bewegung, jede Veränderung der Dinge und Wesen sehen, den Hasen, der seine Sprünge macht, oder das Junge des Murmeltiers, das aus seinem Loch hervorkommt.

Ihn hat niemand gesehen, denn er war zu klein, zu verloren inmitten der grossen Einöde der Steine.

Nur der Adler hätte ihn gesehen, denn der Kopf hat sich bewegt, und die Steine ringsum bewegen sich nicht. Wenn der Adler langsam seine Kreise zieht auf seinen grossen Schwingen, die er ausgespannt hält und sie nur manchmal ein wenig nach der Richtung des Windes oder des Luftdruckes neigt, wie die Segel einer Barke: dann wendet er vor und zurück, fliegt hin und her und beherrscht aus grosser Höhe die ungeheure Tiefe, in der die Felsblöcke nur noch wie verstreute Kieselsteine sind.

Dort hat man sich bewegt. Dort, unter der grossen Sonne, die seit mehr als zwei Stunden über die Bergkette

emporgestiegen ist; in einem kleinen Fleck von Schatten, gleich einem Tintentropfen auf einem grauen Löschpapier.

Aus grosser Höhe hätte man ihn gesehen, aber nur aus dieser grossen Höhe hätte man ihn sehen können, als er den Kopf herausstreckte, und der Kopf allein zuerst zum Vorschein kam.

Man müsste dem Adler sagen können: „Flieg etwas niedriger, senke dich auf deinem Flug herab, um ihn besser zu sehen. Verlass sofort die allzu grosse Höhe, auf der du dich augenblicklich aufhältst, und lass dich fallen.“

Aber dann würde der Adler, innehaltend in seinem Fluge, zögern, denn der Mensch ist nicht seine Beute, und er fürchtet den Menschen.

Es ist ein armer Mensch, der aus der Tiefe der Erde hervorkommt, ein armer Mensch, der in dem freien Raum erschienen ist, den die Felsblöcke in ihrer gefährlichen Aufhäufung offengelassen haben. Ein Mensch, der hervorkommt aus dem Schatten, aus den Tiefen, aus der Nacht, und der nach dem Lichte strebt.

Er bildet einen etwas helleren Fleck in dem Halbdunkel, das ihn umgibt. Seine Haut ist weiss, seine Schultern sind weiss. Er streckt den Kopf vor. Er hebt den Kopf.

Aber er muss einsehen, dass er nicht zu erkennen vermag, wo er ist.

Nur das Blau des Himmels ist über ihm, wenn er emporschaut. Ein glatter, flacher Himmel, rund und gespannt wie ein Papierdeckel auf einem Topf mit eingemachten Früchten.

In der Spalte, in der er sich befindet und die sich von unten heraufzieht und nach oben etwas öffnet, muss er sich auf Knien und Händen noch weiter emporstemmen; man sieht ihn nicht ganz, denn er befindet sich auf der Schattenseite; dann gelangt er mit seinem Kopf über den Rand hinaus in die Sonne.

Die Sonne trifft seinen Kopf.

Er hält wieder an.

Man sieht, dass er lange Haare hat, sie fallen ihm bis in den Nacken herab.

Man sieht, dass er sich zuerst die Haare mit beiden Händen aus dem Gesicht streicht, sie über die Ohren zurücklegt, wo sie wie ein nasses Tuch klebenbleiben.

Seine Lider schlagen. Er schliesst die Augen, öffnet sie und schliesst sie wieder.

Er ist mit seinem Kopf in der Sonne, und er ist die Sonne nicht mehr gewöhnt, er muss sich erst wieder daran gewöhnen. Das schmerzt, aber es tut wohl, wenn es auch brennt.

Es ist, wie wenn man kleinen Kindern tropfenweise zu trinken gibt. Das Blut singt ihm in den Ohren; er weiss nicht mehr, ob dieses Rauschen in ihm ist oder ausser ihm, denn er hat auch die Gewohnheit des Hörens verloren. Alles hat er verlernt, das Hören, das Sehen, den Geschmack, den Geruch; er ist nicht mehr an Farben gewöhnt, er hat die Fähigkeit verloren, die Formen zu erkennen und die Entfernungen zu schätzen.

Er schliesst die Augen, er öffnet die Augen. Er steckt die Finger in die Ohren. Er schüttelt den Kopf wie ein Hund, der aus dem Wasser kommt. Aber dann hat sich doch allmählich die Süsse des Lebens rings um ihn her wieder fühlbar gemacht. Leise redet das Leben wieder zu ihm, mit seiner Sonne, mit seinen Farben, mit allen seinen guten Dingen. Und er hat ein Gefühl, als sei er mit guten warmen Tüchern gekleidet.

(Fortsetzung folgt)

Die bequemen

Strub-,

Bally-Vasano-

und Prothos-
Schuhe

Gebrüder
Georges
Benn
Marktasse 42